



# DER SPICKZETTEL



zum Gebrauch  
für jedermann  
vornehmlich  
für die Ehemaligen  
der Latein-,  
Real- und Oberschule  
sowie des  
Schickhardt-Gymnasiums  
in Herrenberg  
mit besonderer Empfehlung  
der Lehrerschaft

Schickhardt-Blätter, 5. Jahrgang 1967/2

10

## **AUS DEM INHALT**

Die Schulchronik	1
Des Ultimatums Echo	4
Der Nichtautor	6
Perle im Gäu	7
Ein schöner Gruß	9
Die Konfirmation	10
Lorenz Biedermann	12
Bericht aus Israel	13
Im Wilden Westen	17
Im Ruhestand, was jetzt?	21
Die Kunst des Faltens	23
O du Fröhliche	25
Im Schwabenalter	27
Der Herimontaner	(Umschlag)

# Endlich wieder ein Normal-Schuljahr!

**Wichtigstes von unserem Gäugymnasium in aller Kürze**

Der Schüler sind wesentlich mehr geworden: Gegenüber deren 666 in 21 Klassen im 2. Kurzschuljahr 1966/67 werden jetzt 753 in 24 Klassen unterrichtet. Davon sind 449 Jungen und 304 Mädchen, 313 Herrenberger und 440 Auswärtige. Unsere vier ersten Klassen besuchen 147 Sextaner (90 Jungen und 57 Mädchen, 43 Herrenberger und 104 Auswärtige).

An dieser starken Zunahme der Schülerzahlen ist der im Verhältnis größer werdende Anteil der auswärtigen Schü-

---

*Ein gesegnetes Christfest und im neuen Jahr wenigstens nicht mehr Ärger und Sorgen als im alten, das wünscht Ihnen  
Ihr Herimontaner*

---

ler bemerkenswert. Am 19. 4. 1966 waren es 54,1 %, am 7. 8. 1967 = 58,4 %. Ihr Prozentsatz liegt in den unteren Klassen um einiges höher und beträgt für die erste Klassenstufe bereits 70,7 %. In der Tat sind also während der letzten Jahre die ländlichen Zubringerorte unserer Schule in besonderer Weise „gymnasiumfreudig“ geworden. Außer Herrenberg beschicken insgesamt 28 Gemeinden unsere Anstalt.

Die hochschnellende Zahl der „Lateiner“ fällt auf, während die Zahl der „Franzosen“ trotz der wachsenden Schülerzahl sich gleichblieb: In erster Linie

ist diese Tatsache der Einführung des neusprachlichen Zuges vom Schuljahr 1967/68 an zuzuschreiben. Sobald der Reiz des Neuen verblaßt, dürfte das Zahlenverhältnis wieder eine gewisse Korrektur erfahren, wenn auch die Eltern es als einen großen Vorteil ansehen, die endgültige Entscheidung zwischen dem math.-nat. und dem neusprachlichen II-Zug noch bis nach Klasse 4 zu verschieben, was eben nur für die Lateiner möglich ist.

Die Einrichtung des neusprachlichen Zuges II ist ein für die Zukunft des Herrenberger Gymnasiums besonders wichtiges Ereignis. Das Kultusministerium hat ihr auf Antrag von Schule und Schulträger mit Erlaß vom 9. 8. 1967 unter der Voraussetzung zugestimmt, daß eine Klasse mit mindestens 25 Schülern zustandekommt. Dies bedeutet, daß diejenigen, die jetzt auf der dritten Klassenstufe Latein als zweite Fremdsprache gewählt haben, ab Klasse 5 entweder wie bisher in dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Zug „a“ (parallel zu dem gleichwertigen Zug „b“ mit Französisch ab Klasse 3) weitergeführt werden oder sich für Französisch als dritte Fremdsprache entscheiden; deren zusätzliches Studium erfordert eine gewisse Verringerung der Stundenzahl in Mathematik, Physik und Chemie.

Wohlgemerkt: Der Haupttyp des Schickhardt-Gymnasiums bleibt mathematisch-naturwissenschaftlich mit der weiter angebotenen Möglichkeit, nach Klasse 7 Physik oder Englisch als Kernfach der Reifeprüfung (neben Französisch oder Latein), dazu ein weiteres naturwissenschaftliches Wahlpflichtfach und Bildende Kunst oder Musik zu wählen. Auch werden wir weiter für die Franzosen alle zwei Jahre eine dreijährige Arbeitsgemeinschaft in Latein anbieten, die zum Kleinen Latinum führt, im Bedarfsfalle auch für die Lateiner eine solche in Französisch.

Der neu genehmigte neusprachliche Zug II entspricht einem schon oft geäußerten Wunsch der Elternschaft, den Unterricht in den Sprachen für die dafür

mehr geeigneten Schüler umfassender und intensiver zu gestalten. Nach Klasse 7 bleiben für die „Neusprachler“ als Kernpflichtfächer Deutsch, Mathematik, die dritte Fremdsprache (Französisch) und nach Wahl des Schülers die erste oder zweite Pflichtfremdsprache. Hinzu kommen wie bei den anderen Zügen ein naturwissenschaftliches Wahlpflichtfach und Bildende Kunst oder Musik. Das rasche Wachstum der Schule brachte natürlich auch den Zugang neuer Lehrer, zumal Studienrat Dr. Eberhardt auf eigenen Wunsch nach Schwäbisch Hall übersiedelte, und Oberstudienrat Riethmüller (nach seiner Zuruhesetzung) sowie Fräulein Studienrätin Dr. Gamedinger (nach ihrer Teilbeurlaubung an das Deutsche Institut für Fernstudien in Tübingen) nur noch mit halber Kraft zur Verfügung stehen. Miß Barbara Wilde hat sich nach einjähriger Assistententätigkeit nach USA verabschiedet.

Als Neuzugänge können wir vorstellen:

1. Pfarrverweser Joachim Duwe,
2. Frau Studienassessorin Marianne Eder, bisher Aachen,
3. Gymnasialoberlehrer Hanno Engelhardt, bisher Konrektor in Weil im Schönbuch,
4. Studienreferendar Georg Györfi (Schuljahrgang 1949 bis 1955),
5. Oberstudienrat Karl-Heinz Jung, bisher Gymnasium Stuttgart-Vaihingen,
6. Studienassessor Wolfgang Pastille, bisher Mädchengymnasium Schwäb. Hall,
7. Studienrat Günter Ruoff, bisher Hohenlohe-Gymnasium Öhringen,
8. Dipl.-Physiker Richard Sauter, Teilauftrag in Physik (Schuljahrgang 1948 bis 1954).

Die Zusammensetzung des Lehrkörpers hat sich gegenüber früheren Jahren weiter gefestigt. Dies erhellt schon aus der Tatsache, daß erstmals die Zahl der „ständigen“ Lehrkräfte dadurch überwiegt, daß immer mehr Assessoren in Studienratsstellen an unserem Gymnasium hineinwachsen oder auf solche Stellen hierher versetzt wurden. Im

einzelnen umfaßt das 37 köpfige Lehrerkollegium:

1 Oberstudiendirektor, 1 Studiendirektor, 9 Oberstudienräte, 8 Studienräte, 10 Studienassessoren, 1 Studienreferendar, 1 hauptamtlichen Religionslehrer, 2 Gymnasiallehrer, 2 HHT-Lehrerinnen und 2 nebenberufliche Lehrkräfte (für Lü. und Ph.) Davon sind eingesetzt: 27 vollbeschäftigt; 8 gelten als halbbeschäftigt, 2 sind nebenberuflich tätig. Hinzu kommen 6 stundenweise unterrichtende Religionslehrer (4 evangelische, 2 katholische). Wer hätte noch anno 1962 bei unserem Einzug in den Neubau gedacht, daß hier einmal insgesamt 43 Lehrkräfte ein- und ausgehen würden!

Von den 37 Lehrern sind elf Damen, von den sechs nebenberuflich tätigen Religionslehrern deren zwei. Damit hat sich das Verhältnis wieder etwas zugunsten der männlichen Lehrkräfte verschoben. Auch das Durchschnittsalter von 38,5 Jahren kann als erfreulich bezeichnet werden, ergänzen sich doch auf solche Weise ältere und jüngere Lehrerergeneration, erfahrene und neue Wege des Gymnasialunterrichts, wobei die Schulleitung ein gewisses Übergewicht des „Nachwuchses“ durchaus als Positivum wertet.

Als dritter wichtiger Faktor wirkt im Kräftespiel der Erziehung die Elternschaft an unserem Gymnasium in harmonischer Zusammenarbeit in der Schulpflegschaft und den Klassenpflegschaften gemeinsam mit den Lehrern und allein in dem Elternbeirat. Das ist in erster Linie dessen Vorstand zu verdanken, der zum Teil schon seit einer Reihe von Jahren die Geschäfte führt. Er sei deshalb (soweit erforderlich, mit seinen verdienstvollen Amtsvorgängern) einmal angeführt: 1. Vorsitzende: Frau Dr. Hanna Hartmann, 2. Vorsitzender: Betriebsleiter Karl Haug (Gewerbeschulrat Ulrich Walter), Schriftführer: Justizamtmannt Kurt Doderer — Schuleintritt 1929 (Konrektor Michael Birnbaum), Kassierer: Steueramtmannt Erhard Petranka (Bankbevollmächtigter Helmut

Haußmann — Schuleintritt 1929). Unter anderem tragen auch die Mitglieder unserer SPICKZETTEL-Redaktion Paul Sting (Schuleintritt 1929) und „Beigeordneter“ Walter Wacker (Schuleintritt 1932) als langjährige Glieder unseres Elternbeirats in besonderer Weise zu dessen fruchtbarer Arbeit bei.

Was die eigentliche Unterrichtsarbeit angeht, so konnten die beiden Kurzschuljahre in manchen Fächern selbst die zurückgesteckten Lehrziele nicht ganz erreichen. So ist im ersten „normalen“ Schuljahr viel aufzuholen. Lücken sind aufzufüllen, und die viel zu knappe Übungszeit der beiden Kurzschuljahre muß nachgeholt werden. Selbstverständlich wurden diesmal bei

den Versetzungsentscheidungen „mildernde Umstände“ in die Waagschale geworfen, aber der immer erfreuliche, gegenüber den Versagern um mehr als das Doppelte größere Anteil der Träger von Preisen und Belobungen verweist die Behauptungen von der Überforderung unserer Gymnasiasten in das Reich der Zweckpropaganda. Das Fazit der letzten Schuljahre lautet:

1. Kurzschuljahr 1966: 54 Sitzenbleiber (9%), 35 Preise, 73 Belobungen (18,1%);
2. Kurzschuljahr 1966/67: 44 Sitzenbleiber (6,6%), 38 Preise, 81 Belobungen (17,8%).

Haben wir bisher viel Erfreuliches aus unserem Schulleben berichten können, so müssen wir doch zum Schluß das



Der Mensch, und besonders wenn er Diener an Gottes Wort ist, lebt nicht vom Brot allein, er braucht gelegentlich auch Frischgemüse und Suppengrün. Der samstäglich Wochenmarkt auf der Seite des ehemaligen Schiler'schen Hauses, stellt zwischen Erzeuger und Verbraucher, wirtschaftlich gesehen, jenen unmittelbaren, gesunden Kontakt her, dem die Menschheit letztlich ihre Existenz verdankt. Wo käme sie hin, wenn der Zwischenhandel seine Hand in allen Lebensbereichen im Spiel hätte! Die Marktfrau ist übrigens ein Glied der Kuppinger Gärtnerfamilie Hofherr, die mehrere Glieder in unsere Schule entsandte. Bild: Grohe

sattsam bekannte Klagegedicht der Raumnot anstimmen: 8 unserer 24 Gymnasialklassen sind heimatlos! Drei davon wandern in unserem „Stammbau“ — wer erinnert sich nicht des Pausengedränges der 50er Jahre auf den knarrenden Treppen der Tübinger Straße? — und fünf führen mit ihren Lehrern ein Nomadendasein weit draußen an der Berliner Straße in drei Klassen- und Fachräumen der Realschule und in einem der Vogt-Heß-Hauptschule.

Die Schule ist deshalb dankbar, daß der Schulträger, voran Gemeinderat und Bürgermeister, die Notwendigkeit eines raschen Erweiterungsbaues bejahen und den vorbereitenden Schritten, auch den Vorplanungen zustimmen, indem z. B. in der Sitzung vom 14. 9. 1967 der Architektenvertrag mit dem Verantwortlichen des Stammbaus, Heinz Ries, genehmigt wurde. Auch die Schulbehörde hat dem Vorhaben die Dringlichkeitsstufe I zuerkannt. In der Tat, es ist Eile geboten: Selbst wenn die vorgesehene Erweiterung im günstigsten Falle bis zum September 1969 für 13 weitere Klassen eine Heimatstatt bietet, wird dann das zu diesem Zeitpunkt zu erwartende Ist von 29 bis 30 Gymnasialklassen kaum noch unterzubringen sein. Hoffen wir, daß die Finanzierung durch genügend öffentliche Mittel zu rascher Verwirklichung der Pläne führt, ohne daß die Gäustadt selbst mit den sonst noch dringlichen Aufgaben im schulischen und sonstigen Bereich überfordert wird.

Mit gedämpftem Optimismus warten wir der Dinge, die die große Schulpolitik (von dieser ein andermal!), aber auch die Weiterentwicklung unseres Gäus mit sich bringen werden.

Ihre alte Schule und Heimatstadt wünscht Ihnen wie jedes Jahr einen gesegneten Advent und eine frohe Weihnacht.

Mit herzlichen Grüßen  
Ihr  
Walter Gerblich

## Des Ultimatums Echo

„... das wäre ja nun wirklich jammer-schade“, schrieb Brigitte MANN, Tochter des einstigen Herrenberger Ratschreibers und jetzigen Bürgermeisters Eugen Mann in Malmsheim, Kreis Leonberg, „wenn's den SPICKZETTEL nimmer gäbe ...“ und offerierte der Redaktion den Bericht einer ungewöhnlichen Urlaubsreise durch die Vereinigten Staaten im Juli dieses Jahres als „Blutkonserve“ für einen nahezu hoffnungslos darniederliegenden „Patienten“. Brigitte Mann, die unsere Schule vom 1. September 1949 bis Oktober 1952 besuchte, hat sich aus dieser Zeit weder Ernstes noch Heiteres in der Erinnerung bewahrt, auch an besondere Vorkommnisse kann sie sich nicht erinnern. „Nicht vergessen habe ich allerdings die Mathematikstunden bei Herrn Fischer!“ Obwohl sie in „Mathe“ keine Leuchte gewesen sei (Wer kann das schon von sich sagen? Die Red.), „war Herr Fischer doch mein erklärter Lieblingslehrer“. Ihm übermittelt sie daher einen Extra-gruß!

Zu ihrem Bericht hatte Brigitte Mann, die in einem Stuttgarter Jugendbuchverlag als Verlagsbuchhändlerin arbeitet, eine Reihe Fotos und eine Karte mit der Route ihrer Reise geschickt, aber leider eignet sich beides nicht für den SPICKZETTEL, die Karte deshalb nicht, weil der amerikanische Kontinent auf dem kleinen Format unseres Heftes einfach nicht unterzubringen ist. Stattdessen veröffentlichen wir ein Bild der Autorin, um das wir sie bitten. Auch für einige andere Beiträge konnten wir die Fotos der Verfasser beibringen. Namen sind, wenn sich damit keine persönliche Bekanntschaft verbindet, Schall und Rauch; deshalb die optischen „Steckbriefe“.

Als der Reisebericht aus dem Wilden Westen am 8. oder 9. September einging, hatte der dahinsiechende SPICKZETTEL schon zwei Herzstärkungen er-

halten. Auf das Ultimatum in Heft 9 reagierte als erster Emil NETH, Pfarrer in Meimsheim, Kreis Heilbronn, Lindenstraße 16, unter dem 27. Juli. Heft 9 war gerade erst hinausgegangen. Emil Neth, in der Herrenberger Bronngasse aufgewachsen und den älteren Ehemaligen als schneidiger Jugendführer von Jungdeutschland in Windjacke und Südwester gut in Erinnerung, ging bei Ober-Präzeptor Max Zoller, Studienrat Felder und Ober-Reallehrer Kleinert in die Schule, von 1915/16 bis 1920. Damit der SPICKZETTEL „noch nicht zu sterben braucht“, entbot er ihm einen herzlichen „Gruß aus dem Zabergäu“ und ging zugleich auf den Beitrag in Heft 9 „Schrittmacher der Kirche“ über die neue Herrenberger Konfirmationsordnung ein.

Beitrag Nr. 2 kam von Dr. Otto ROLLER aus Speyer, Paul-Neumann-Str. 33, am 9. August. Der SOS-Ruf der Redaktion hat „auch mich hochgeschreckt“, schreibt der Sohn von Oberlehrer i. R. Otto Roller. Mit großer Freude habe er jede Nummer unserer Schickhardt-Blätter empfangen und sich damit sofort zurückgezogen. Die Fremde könne der alten Heimat noch so nahe sein, wie das für die Pfalz gilt, es sei und bleibe eben Fremde.

Otto Roller, Jahrgang 1927, an der „Oberschule für Jungen“, wie die Realschule damals hieß, von 1937 bis 1943, schildert in seinem „eilends vom Zaun gebrochenen Manuskript“ Eindrücke aus Israel, die er während eines Kongresses in Tel Aviv und auf Fahrten durch das Land gewann, weniger als zwei Monate vor Ausbruch des Krieges. Er ist Vor- und Frühgeschichtler, studierte in Tübingen bei den Prof. Bittel und Kimnich, promovierte bei letzterem und ist heute als Oberkonservator am Landesmuseum in Speyer ein vielbeschäftigter Archäologe.

In seinem Brief an die Redaktion regt Otto Roller die Bildung eines Personenarchivs der Ehemaligen an, mit dessen Hilfe die Personalien zu einer regelmäßig erscheinenden Chronik ausgebaut



**ULRICH  
CHRISTOPH  
EIPPER**

am 23. April 1929 in Herrenberg geborener Sproß der Lehrerfamilie Eipper und selber Lehrer geworden, hat sich auf dem Umweg über die Musik zum bildenden Künstler entwickelt, der auf Einladung der Kepplerhaus GmbH im November dieses Jahres im Gustav-Siegle-Haus in Stuttgart mit Ölbildern und Grafiken an die Öffentlichkeit trat. Seit 1965 ist Eipper Lehrer an der Hans-Thoma-Schule in Tiengen am Hochrhein. Vor allem mit seinen Porträts hat er Beachtung gefunden.

---

werden könnte. Sie könnte zwischen den in alle Winde verstreuten Ehemaligen wieder Kontakte knüpfen, in dem sie Kunde gibt etwa vom beruflichen Werdegang, von Versetzungen, Berufungen, Auszeichnungen. Die Unterlagen dazu müßten die Ehemaligen über einen Fragebogen an die Hand geben. Bevor wir an den Aufbau eines Personenarchivs gehen, möchten wir gerne die Meinung der Ehemaligen hören.

Selbst in Herrenberg — und das will etwas heißen — ist das Ultimatum nicht ungehört verhallt. Dr. Volker HOLZINGER, Zahnarzt wie sein Vater und Ehemaliger des Schuljahrgangs 1943 bis 1949, fühlte sich moralisch so unter Druck gesetzt, daß er, wenn auch widerstrebend, zur berühmten Feder griff und Autor wurde. Seine aus einer präzisen Erinnerung geschöpften Konfessionen über die Schulzeit wären es

wert, SPICKZETTEL Nr. 10 zu zieren. Sein Beitrag hat indessen als einziger aller der Redaktion vorliegenden den nur von Journalisten recht zu schätzenden Vorzug, zeitlos zu sein. Er ist daher Unterpfand für die Nummer 11! Seinem Ratschlag zu folgen und es wie unser lieber „Gäubote“ zu machen, wäre Barbarei.

Sein, von ihm selber so genanntes, Aufsätzchen wird in der nächsten Nummer umso eher zur Geltung kommen, als wir in der Lage sind, in der vorliegenden Jubiläumsnummer ein Poem seines jüngeren Bruders, Dr. Dieter HOLZINGER, Eschweiler, Hovermühle 10, wiederzugeben (Schuljahrgang 1946 bis 1952). Der promovierte Wirtschaftswissenschaftler, der, wenn die Angaben aus Heft 2 noch stimmen, in einem Kabelwerk bei Aachen tätig ist, liefert mit seiner „Entschuldigung eines Nichtautors“ ein Schulbeispiel dafür, wie man aus der Not eine Tugend macht.

Während alle bisher aufgezählten Einsender im SPICKZETTEL zum ersten und hoffentlich nicht zum letzten Mal erscheinen, ist Christa ORTHWEIN, geborene Müller, bereits bewährte und geschätzte Mitarbeiterin der SPICKZETTEL-Einmann-Redaktion, diesmal mit einer Anregung für stilvolle Weihnachtsfeiern in der Schule. Auch Frau Ruth KETTNACKER, geb. Henning, bot ihre Mitarbeit an, getrieben von der Ahnung, „daß der SPICKZETTEL in den letzten Zügen liegt“. Zum Glück braucht sie für diese Nummer nicht mehr tätig zu werden. Umso willkommener wird ihr Beitrag für Heft 11 sein.

Auch wenn die Schickhardt-Blätter für diesmal gerettet sind, so ist ihre Zukunft doch so ungewiß wie zuvor. Was der SPICKZETTEL braucht, wenn er leben soll, ist stete Mitarbeit der Ehemaligen. Er kann nicht in jeder zweiten Nummer SOS funken.

Last not least: Herzlichen Dank im Namen der Arbeitsgemeinschaft der Ehemaligen allen, die ihren SPICKZETTEL nicht im Stich gelassen haben!

## Entschuldigung eines Nicht-Autors

Nicht jedem Menschen, der hienieden SPICKZETTEL liest, ist es beschieden, als Autor sich zu produzieren, für Druckerschwarz zu fabulieren, Weisheit und Wissen zu erwecken, im Kleinen Großes zu entdecken. Da sitzt ein solcher Mensch nun da und liest von seiner Schule, ja liest „Ultimatum“ auch und „Groll“ und ist von gutem Willen voll bis in die Hand, die schnell bereit die Feder hält, um jederzeit das, was da kommt, aufzunotieren, dem Redakteur zu expedieren . . . doch was nützt uns die schnelle Hand, wenn kein Talent kein Thema fand?

Wir leben in einer westdeutschen Stadt, die wenig zu berichten hat; sie ist von unschöner Durchschnittlichkeit (ihr Ruhm lag wohl in der Römerzeit). Auch unsere Familie dem Durchschnitt entspricht:

Vier Personen — mehr sind wir nicht, davon zwei Kinder, eine Mutter, ein Vater;  
keine Vögel, kein Pferd und nur selten ein Kater.

Der Mann gräbt nicht Römerscherben aus,  
er dient in keinem Fürstenhaus,  
ist nicht Missionar, nicht Parlamentär,  
ist nichts, was zu berichten wär'.

Es nützt der beste Wille nicht dem, dem es an Talent gebricht,  
es nützt die schnell bereite Hand nicht dem, der keine Themen fand.  
Doch als Entschuldigung dies kling im Ohr des Redakteurs Paul Sting,  
und ob er uns wohl derart plagt,  
sei herzlich ihm hier Dank gesagt.

Mit freundlichen Grüßen  
Dieter Holzinger

# Perle im Gäu

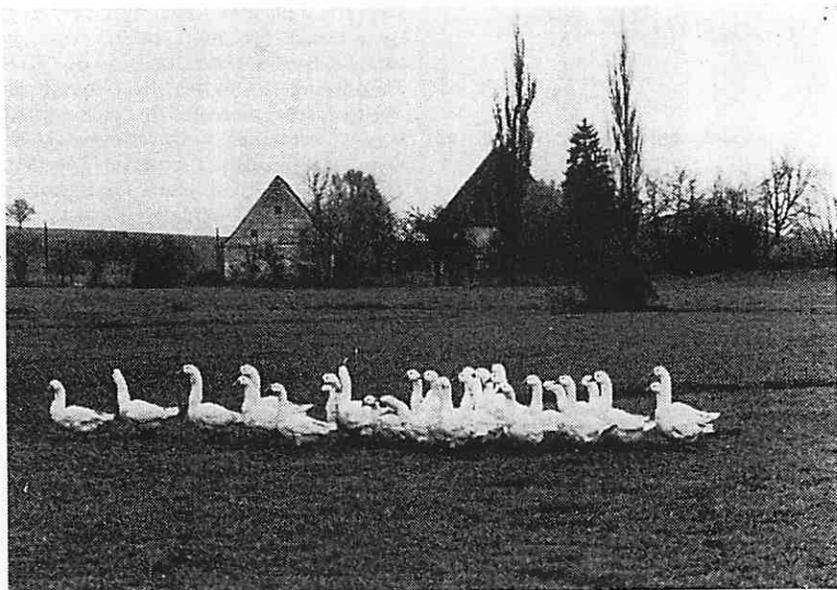
## Die Volkshochschule bekam ein eigenes Haus

Ein ungewöhnliches Geburtstagsgeschenk bescherte die Stadt Herrenberg ihrer Volkshochschule: Zur 20. Wiederkehr des Gründungstages konnte das Volkshochschulwerk der Gäustadt in ein eigenes Haus einziehen, zusammen mit der Stadtbücherei. Was in weit größeren Städten noch immer ein Wunschtraum ist — Herrenberg hat ihn verwirklicht. Selbst Böblingen und Sindelfingen, die beiden Metropolen des Kreises, haben bisher nichts Ähnliches aufzuweisen. Das Gebäude an der Bahnhofstraße, 1923 nach Plänen von Oberamtsbaumei-

ster Riecker vom damaligen Oberamt Herrenberg errichtet, beherbergte bis 1965 die Landwirtschaftsschule des Kreises Böblingen. Um das alte Gebäude der Winterschule ranken sich Erinnerungen von Generationen junger Landwirte aus dem Gäu und dem Ammertal. Die Winterschüler, liebevoll auch Mistgabelstudenten genannt, belebten damals zwischen Martini und Lichtmeß die Straßen des stillen Oberamtsstädtchens. In den Tanzstundenalben mancher Herrenbergerin finden sich Bilder von den Stugerin finden sich Bilder von den Elveren des Landwirtschaftsschulrates Foß. Das von der Stadt 1965 für 200 000 DM erworbene Gebäude wurde für weitere 225 000 DM umgebaut. Äußerlich hat es sich kaum verändert, im Innern dagegen wird man die alte Winterschule nicht wiedererkennen. Im Erdgeschoß sind die beiden Freihandbüchereien für Erwachsene und für die Jugend samt Büroräumen, Garderobe und Aborten



Während die alte Landwirtschaftsschule als Domizil der Volkshochschule und der Stadtbücherei in neuem Glanz eine zweite Jugend erlebt ...



... stirbt die dritte Ammermühle, die Unsöld'sche, still vor sich hin. Gnädig verhüllen kahle Pappeln die Trostlosigkeit des Anblicks. Nach dem Tod des letzten Müllers und seiner Frau, die kurz nacheinander starben, begann der Zerfall eines Hauses, das allein schon wegen seiner abgewogenen architektonischen Proportionen eine Augenweide war. Die Mühle wurde 1694 bis 1700 von dem wohlhabenden Herrenberger Handelsmann Khönle gebaut, dessen Familie am Marktplatz die schönsten Bürgerhäuser besaß. Das Anwesen ist in den Besitz der Stadt übergegangen. Sie sah sich nicht in der Lage, der Mühle eine neue Zukunft zu eröffnen. Zwar dreht sich auch in der 1., der Kohler'schen, und in der 2., der Stengle'schen Mühle, kein Mühlstein mehr, das große Mühlensterben machte vor ihnen nicht halt, aber in ihnen ist wenigstens noch Leben. Die eine ist im Besitz der Stadt, die andere gehört nach wie vor der Familie Stengle. Ihr gehören auch die drallen Gänse, die sich auf den Ammerwiesen der weihnachtlichen „Broteskachel“ entgegenmästen.

Bilder: Grohe

untergebracht, im Obergeschoß drei Kursräume mit je 50 Quadratmeter für die VHS und die künftige Jugendmusikschule. Im Dachgeschoß wohnt der Hausmeister; dort werden sich die Funk- und Radioamateure der Stadt ein Funkstudio einrichten. Noch nicht ausgebaut sind im Untergeschoß ein Werkraum für die VHS, einer für Flugmodellbauer und eine Diskothek.

Bei der Übergabe des Gebäudes durch Bürgermeister Schroth an die Volkshochschule schilderte Studiendirektor Zimmermann die Geschichte der VHS in Herrenberg seit ihrer Gründung am 16. Oktober 1947, der die Militärregierung und das Kultusministerium am 13. November ihre Genehmigung erteilten. Diese Einrichtung der Volkshochschule fand von Anfang an einen un-

geahnten Zuspruch. Bürger der Stadt — unter ihnen damals noch Gerd Gaiser, stellten sich als Dozenten zur Verfügung.

Daß die VHS Herrenberg bei der Bevölkerung von Stadt und Land nach wie vor lebhaft Resonanz findet, dankt sie in erster Linie den Männern, die die Volkshochschule leiteten, neben den Bürgermeistern Frohnmeier und Schick ist vor allem der heutige Leiter des Schickhardt-Gymnasiums, Oberstudienleiter Dr. Walter Gerblich zu nennen. Weltoffen und sachkundig, vital und einsatzbereit gab er der Volkshochschule das Gesicht, das sie heute noch auszeichnet: Dozenten aus nah und fern sind in Herrenberg zu Gast, Studienreisen führen in verschiedene Länder Europas, das Musikleben fand unter Konzertmeister Witzenbacher einen Sammelpunkt, Ausstellungen eröffnen einheimischen und auswärtigen Künstlern den Weg in eine breite Öffentlichkeit.

Die Nachfolger Dr. Gerblichs, Oberstudienrat Mohr, und Studiendirektor Zimmermann, seit 1963, fanden ein vielseitiges Instrument der Erwachsenenbildung vor, das mit elf Außenstellen auf das ganze obere Gäu ausstrahlt. 1964 erhielt die VHS eine hauptamtliche Geschäftsführerin. Aus den zahlreichen Kursen, Seminaren und Vorträgen, die die VHS den sich wandelnden Interessen und Bedürfnissen anpaßt, werden in diesem Jahr Einnahmen von rund 40 000 DM erwartet, ohne Theatergemeinde und Auslesefilm.

Die Stadtbücherei, die auf eine Lesegesellschaft von 1850 zurückgeht, ist nach dem Krieg mit der Stadt Herrenberg rasch gewachsen. Zählte man 1928 noch 167 Leser, die 546 Bücher ausleihen, bietet sie der Bevölkerung heute rund 7000 Bände an. Rund 700 Leser leihen im Jahr durchschnittlich 11 000 Bücher aus. -g

---

Unser Konto bei der Volksbank Herrenberg hat die Nummer 820.

## Gruß aus dem Zabergäu



**EMIL NETH**  
Pfarrer  
in Meimsheim,  
Ehemaliger  
von 1915 bis 1920

Dieweil ich den SPICKZETTEL immer mit großer Aufgeschlossenheit und dankbarer Freude gelesen habe, darum würde es mir leidtun, wenn er sein Erscheinen „mangels Stoff“ einstellen müßte.

Es ist zwar lange her, daß ich selbst verschiedene Schulbänke der einstigen Realschule gedrückt habe, war es doch die Zeit in den Jahren des 1. Weltkrieges. Die Erlebnisse jener Zeit sind unvergessen und dies nicht nur, weil ich selbst in Herrenberg geboren bin und dort meine Jugendzeit verlebt habe. Verschiedene Lehrkräfte der Jahre 1914 bis 1917 sind mir noch gut in der Erinnerung und natürlich auch die meisten der Mitschüler. Ich weiß noch, daß wir bei Oberreallehrer Kleinert an der Art, wie er beim „Waldhorn“ um die Ecke einbog, ablesen konnten, ob er gut oder schlecht aufgelegt ist. Bei „gut“ war's immer ein großer, weiter Bogen, bei „schlecht“ war's eine scharfe und knappe Kurve.

Inzwischen ist viel Wasser den Aispach hinunter gelaufen. Den Krieg habe ich in Ost, West und Süd mitgemacht und hatte dabei rund 22 Monate in den verschiedensten Lazaretten zugebracht. Zehn Jahre habe ich hauptamtlich in der evangelischen Jugendarbeit gestanden und ging nach Rückkehr aus dem

Felde — ohne in Gefangenschaft gewesen zu sein — ins evangelische Pfarramt. Der schwäbische Reise- und Wandertrieb hat mich bis heute nicht verlassen. So war ich als Schiffspfarrer auf der Bremen in New York, auf der Arkadia zweimal in Montreal. In Italien habe ich verschiedenen kirchlichen Auslandsdienst getan, auf Capri und in Cavalino bei Venedig, in Rimini und dieses Jahr auf der Insel Sizilien. Dazu kommen viele Gemeinde-Freizeitzeiten in der Schweiz, in Tirol und an der Costa Brava/Spanien.

Im letzten Jahr konnte ich eine Reise ins Heilige Land machen und habe von Beirut aus über Damaskus, Jerusalem, Petra, See Genezareth, Tel Aviv alle biblischen Stätten, Orte und Berge besuchen können.

Und daß die Welt klein ist, habe ich auch daran feststellen können, daß ich nirgendwo gewesen bin, wo ich nicht Bekannte getroffen, oder bei dem und jenem wenigstens gemeinsame Bekannte festgestellt habe. So traf ich in Taormina/Sizilien eine dort verheiratete Frau und Mutter, die einstens Diakonisse des Herrenberger Mutterhauses gewesen ist.

Seit langem bin ich nicht mehr in Herrenberg gewesen, aber dieweil die Eltern längst tot sind, ist ein Magnet dort ausgefallen. Leider sind Feste und Begegnungen verständlicherweise Samstag und Sonntag und gerade da ist und war es mir schwer möglich teilzunehmen. Irgendwann einmal wird es schon klappen, denn ich würde doch gerne wieder mit solchen zusammenkommen, die zu meiner Zeit die Realschule besucht haben.

Im übrigen freue ich mich an allen, die mal hier reinschauen bzw. hier in die viele hundert Jahre alte Martinskirche kommen. Wir haben eine tausendjährige Linde und Zeugen aus der Römer-, Alemannen- und Frankenzeit.

Und nun recht herzliche Grüße zum zweiten Mal aus dem Unterland  
Euer Emil Neth.

## Die Konfirmation

### Kein Sakrament, aber eine Segensquelle

In diesen Tagen haben wir, wieder einmal mehr, das Fest der Goldenen Konfirmation hier in Meimsheim durchgeführt. Es haben rund 50 Frauen und Männer an dieser besonderen Feier teilgenommen. Das sind rund 90 Prozent derer, die überhaupt kommen und mitmachen konnten. Verständlicherweise hat mich deshalb das, was über die neue Konfirmationsordnung in Herrenberg mitgeteilt wurde, besonders interessiert. Bislang habe ich etwa 25 Jahrgänge zur Konfirmation vorbereiten dürfen. Natürlich hat mir die Tatsache, daß für nicht wenige, die Konfirmation so etwas wie eine Entlassung, mindestens aber eine Dispensierung von der Kirche ist, immer zu schaffen gemacht. Allein, ich habe bis heute deshalb nie sagen können, daß die Konfirmation überholt, erneuerungs- und änderungsbedürftig ist. Gewiß, sie ist kein Sakrament, aber sie ist und bleibt eine Segensquelle. Der Segen ist nicht von der Form, von der Ordnung derselben, sondern allein von Gottes Wort und dem „Ja“ Gottes zu unserem Tun abhängig. Geht man von der Annahme, der Bejahung, dem Praktizieren, also der erwarteten Wirkung aus, dann ist nicht mehr Gott selber der allein Wirkende, sondern wird der Wertmaßstab beim Menschen abgenommen. Nüchtern gesagt würde das heißen:

Weil die Gebote Gottes nicht mehr, oder kaum mehr beachtet werden, müssen sie geändert und der Auffassung der jetzigen Generation angepaßt werden . . .

Weil Jesus Christus nur wenige Menschen beeinflusst und geändert hat, weil in der „christlichen Welt“ von Ihm so gut wie gar nichts zu merken und von Seinem Wollen, Wirken und Reden so

wenig übrig geblieben ist, darum muß die Lehre von ihm geändert und den heutigen Gegebenheiten angepaßt werden ...

Weil die Taufe, weder bei den Getauften noch bei Eltern und Taufpaten eine entscheidende, sichtbare Wirkung erzeugt hat, darum ist die Taufpraxis der Kirche unhaltbar und muß geändert werden ...

Weil die Konfirmation weder verstanden noch gutgeheißen und von vielen als unzeitgemäß empfunden wird, darum muß sie geändert bzw. ganz fallen gelassen werden ...

An diesen und ähnlichen Fragestellungen kann deutlich werden, daß Änderungsbestrebungen auch mit christlichen Vorzeichen unbiblisch, also nicht dem Willen Gottes gemäß, sein können. Was die Fragen-Beantwortung anlangt, so ist das am Konfirmationstag ein Bekenntnis vor der Gemeinde, daß die Kinder über all das unterrichtet worden sind, was zum christlichen Glauben gehört, was ihn füllt und was ihn fruchtbar macht. Ich kann nicht einsehen, warum das eine Zumutung sein soll.

Was das „Ja-Sagen“ zu Gott, zu Christus und zur Taufe anlangt, so dürfte dies im Kindesalter leichter sein als im Jugendalter. Weil aber Gott bereits „Ja“ zu uns allen gesagt hat, ohne dies von unserem „Ja“ abhängig zu machen, darum sollten wir Sein „Ja“ ernster nehmen und dies unablässig allen, also Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen bezeugen. Die bisherige Konfirmation hat dies vielen Generationen bezeugt und sie hat manch einen darüber froh und gewiß gemacht. Die Konfirmation scheint mir weniger ein Altersproblem zu sein, aber eine Frage des Glaubens, des Gehorsams, also eine Frage des 1. Gebotes bei den Erwachsenen und der ganzen Kirche zu sein.

Wer mit 14 oder 15 Jahren vermeint nicht „Ja-Sagen“ zu können zu Gott, zu Christus und zur Taufe, also zum Evangelium, daß er geliebt, erlöst, erworben und gewonnen ist, der wird es mit 18

Jahren sehr wahrscheinlich noch schwerer können. Ich habe schon viele, die in der Vorbereitung zur Konfirmation standen bzw. nur ein oder zwei Jahre konfirmiert waren, beerdigt.

Ich bin froh und dankbar, daß Gott Seine Liebe nicht von uns abhängig macht und daß Er diese alle erleben und verspüren läßt, die sich ihr erschließen. Noch ist das göttliche Wort der einzige Schlüssel zu den Herzen und deshalb meine ich, wir sollten getrost, fröhlich und dankbar befestigen = konfirmieren.

Die Jahrgänge der Goldenen Konfirmanten haben immer wieder bestätigt, daß sich Segen und Wirkung der Konfirmation in ihrem ganzen Leben spürbar gemacht hat und daß sie für dieselbe dankbar sind. Das mit dem Dankspruch persönlich zugeeignete Gotteswort ist ohnehin wie ein Rettungsseil Gottes, wenn es bei Trauung und Beerdigung mitverwertet wird.

Im übrigen erinnere ich mich selbst mit dankbarer Freude an meine eigene Konfirmation, auch an das Katechismus-sprechen — wohlgemerkt: Großer Katechismus — das wir in der Christenlehre durchgeführt haben, wobei zumeist eine beachtlich zahlreiche Gemeinde zugegen war.

Es handelt sich meines Erachtens nicht um ein mehr oder weniger schmerzhaftes Verzichten auf liebgewordene Tradition, sondern um ein Lösen aus dem Segenskreis der Väter, der dank der Treue Gottes noch nicht das tausendste Glied erreicht hat. Noch vor wenigen Wochen habe ich mehrere Stunden Konfirmantenunterricht in Taormina erteilt und dabei keine Sekunde das Empfinden gehabt, als wäre dies eine Überforderung, vielmehr hat sich der Junge ganz herzlich bedankt, weil ihm Jesus wichtiger und lieber geworden war.

Alles Erneuerungs- und Anpassungsbestreben in Ehren, allein Gott läßt sich weder nötigen noch gar zwingen, den Segen, die Liebe, die Fruchtbarkeit in

ändern Kanälen zu vermitteln. Sein Wort = Jesus Christus bleibt die einzige Segensquelle, so erneuert in Wahrheit nur der, der zu Wort und Christus hinführt.

Aber nun genug damit. Verzeiht, wenn ich so ausführlich auf das eingegangen bin, was mit der Konfirmation und der erwähnten Neuordnung zusammenhängt, aber ich kann und darf dazu nicht schweigen.

Pfarrer Emil Neth

## In memoriam

In den vierziger Jahren war Studienassessor Lorenz BIEDERMANN eine in Herrenberg stadtbekanntere Erscheinung. Am 31. 10. 1883 im Kreis Biberach geboren, hatte er das humanistische Gymnasium besucht, darnach seine Studien in der gleichen Richtung an den Universitäten Tübingen, München, Straßburg und Frankfurt fortgesetzt. Seine erste Dienstprüfung legte Biedermann anno 1910 für das humanistische Lehramt in Württemberg ab, die Assessorenprüfung infolge der unruhigen Zeitläufe erst 1920. Einige Jahre war Biedermann an Gymnasien in Südwürttemberg tätig, von 1915 bis 1924 an vier höheren Schulen Frankfurts. Dort mußte er infolge der damals herrschenden „Berufsüberfüllung“, wie er selbst schreibt, sein Brot als Privatlehrer verdienen und von 1928 an ein unstetes Wanderleben an Schulen und Studienheimen in Baden, Brandenburg und Sachsen führen, bis er 1941 in die private Sieger-Oberschule in Stuttgart zurückkehrte. 1944 bis 1948 schloß er seine insgesamt 26 Dienstjahre (davon 16 an staatlichen höheren Schulen) in Herrenberg ab.

Ohne Zweifel war unser Biedermann von Hause aus ein versierter, vielbesessener Altphilologe und Historiker ge-



Auf dem Weg ins „Ständle“

Privataufnahme

wesen, der sich auch zutraute, Französisch, Englisch und bis zur Mittelstufe Mathematik „mit nachweislich guten Erfolgen“ zu unterrichten. Freilich hat ihn sein häufiger „Stellungswechsel“, auch sein Junggesellentum, nirgendwo eine Bleibe, Ruhe und Ordnung finden lassen, so daß er, wie Exemplum zeigt, immer sich auf der Suche nach einem Refugium fand.

Die Stadt Herrenberg hat ihm in Verbindung mit dem Staatsministerium in Stuttgart am 27. 9. 1949 ein monatliches Gratial von 120.— DM bewilligt. Im Jahre 1952 zog Lorenz Biedermann von hier in das Altersheim Schloß Grafeneck (Kreis Münsingen), noch im gleichen Jahr nach Reutlingen. Seit 1958 lebte er im Caritasheim Obermarchtal, Kreis Ehingen/Donau, und starb daselbst am 26. 4. 1965; er liegt auf dem dortigen Caritas-Friedhof begraben.

# Israel im Frühjahr 1967

Der „Geist der Masada“ beseelt das Volk

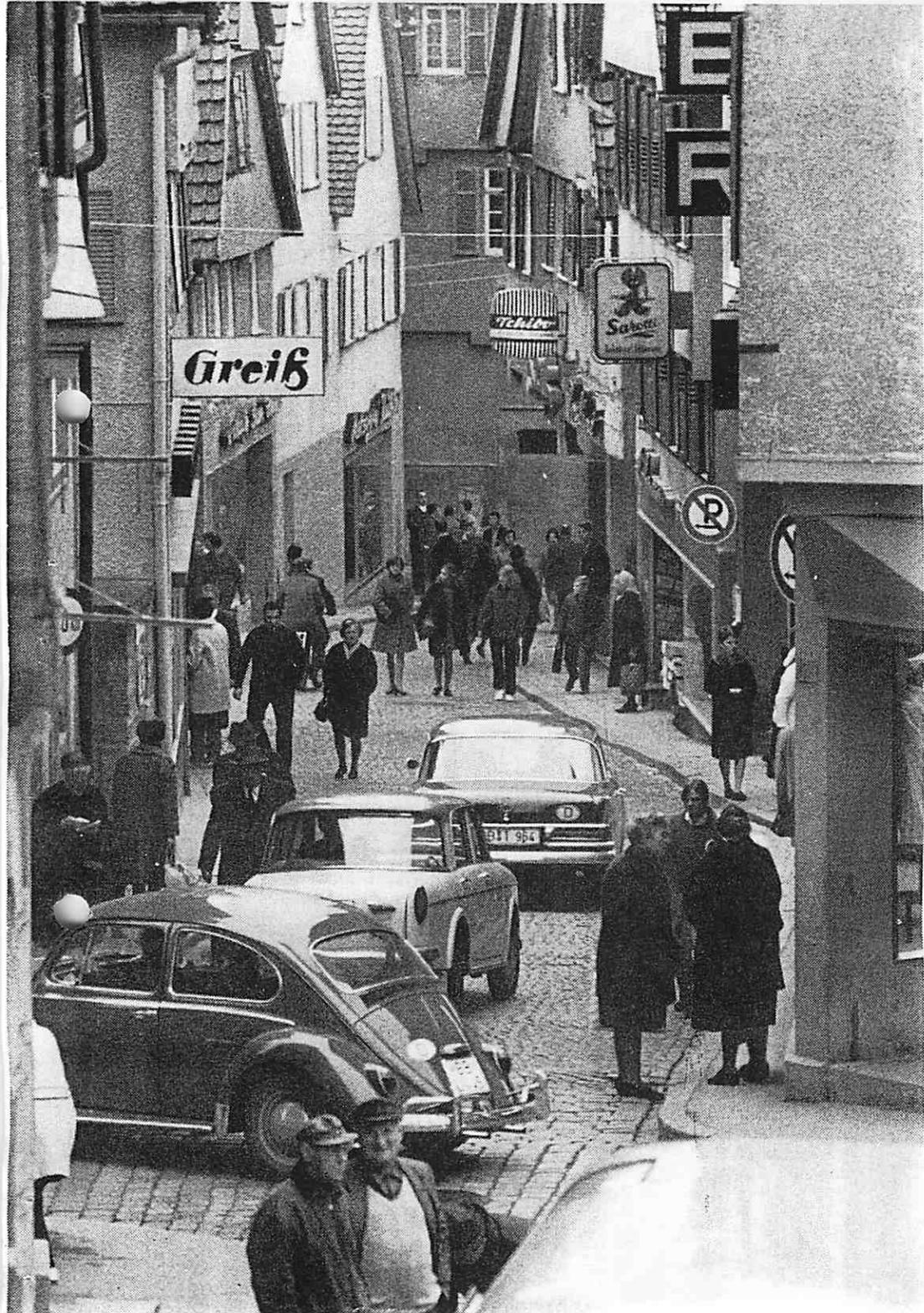
Mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und des Ministeriums für Unterricht und Kultus Rheinland-Pfalz konnte ich vom 2. bis 16. April 1967 am „7th International Congress of Roman Frontier Studies“ in Israel teilnehmen. Dieser Kongreß, der alle drei Jahre tagt, ist eine noch junge Einrichtung; er dient der Erforschung der Grenzanlagen des römischen Reiches und zwar nicht nur auf dem Gebiet der Archäologie, sondern hier kommt der Historiker genau so zu Wort, der die Intentionen der römischen Grenzpolitik interpretiert, wie der Militärhistoriker, der sich mit den Fragen der Organisation und Dislokation der römischen Truppen beschäftigt. Es handelt sich also um einen Fachkongreß, der von etwa 100 Wissenschaftlern aus allen Ländern besucht wird, in denen einst römische Grenzbefestigungen bestanden — aus der Bundesrepublik waren wir sieben Teilnehmer.

Schon der Flug nach Israel war ein einmaliges Erlebnis. Über die Alpen, Oberitalien, die Adria, den Peleponnes und die Inselwelt der Ägäis erreichten wir nach knapp drei Stunden die Küste Palästinas und landeten kurz darauf in Lod, dem alten Lydda. Im „Maccabian Village“, eine Art olympischen Dorf in Ramat Gan, einer Satellitenstadt von Tel Aviv gab es ein freudiges Wiedersehen mit den Kollegen aus zwölf Ländern — hatte man sich doch seit dem letzten Kongreß vor drei Jahren größtenteils nicht mehr gesehen. Der Kongreß tagte in der Universität von Tel Aviv in einem gerade fertig geworde-

nen Hörsaalgebäude, das mexikanische Juden gestiftet hatten, deswegen heißt es „Mexico Building“. Hier wurde bereits ein interessantes Faktum der israelischen Kulturpolitik sichtbar: Mehr als die Hälfte aller Ausgaben für Kultur und Wissenschaft werden von privaten Stiftungen, hauptsächlich von Juden außerhalb des Staates Israel, getragen. 42 Vorträge waren zu hören. Davon wurden die Hälfte in Englisch, sieben in Französisch und der Rest in Deutsch gehalten. Bei den Diskussionen ging es dann oft in allen drei Sprachen durcheinander und man mußte schon aufpassen, daß einem nicht zuviel entging. Das Thema meines eigenen Vortrages lautete „Die Heildsburg bei Waldfischbach, eine spätrömische Bergbefestigung“. Es handelt sich dabei um eine eigenartige Befestigung im Pfälzer Wald, die am Ende des 3. und um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. benützt wurde. Zu dieser Anlage konnte ich eigene neue Forschungsergebnisse vorlegen.

Während der Vorträge wurden unsere Frauen mit den Sehenswürdigkeiten von Tel Aviv und Jaffa vertraut gemacht, am letzteren Ort vor allem mit dem Bazar, der vor allem berühmt ist für den herrlichen Schmuck, den es dort zu kaufen gibt.

Wenn man als Deutscher nach Israel kommt, fühlt man sich zunächst etwas unbehaglich. Aus der Presse kennt man antideutsche Äußerungen, man las von antideutschen Demonstrationen und schließlich begegnet man in vielen Gesprächen schon bald den Spuren unserer jüngeren Vergangenheit. Wir müssen hier bekennen, daß wir auf das Herzlichste aufgenommen wurden. Man hat uns reichlich Gelegenheit geboten, mit der Bevölkerung zusammenzukommen und auf Schritt und Tritt begegnete man Menschen, die einst in Berlin, Breslau, Frankfurt oder Köln gelebt haben. Manche haben alle Brücken zur alten Heimat — fast wagt man es nicht, diesen Ausdruck in diesem Zusammenhang zu gebrauchen — abgebrochen und



Greiß

Saboteur

P

Wichlow

911 9-4



Zur gleichen Stunde aufgenommen wurden diese beiden Bilder an einem Samstag im November, kurz vor Mittag. Während Fritz Österle und Ludwig Grieb (im Vordergrund) darauf warten, daß der Wochenmarkt vollends geräumt wird, auf dem sich Pfarrer Helmut Lang auf dem Weg ins Stadtpfarrhaus für seinen Junggesellenhaushalt eindeckt (siehe das Bild auf Seite 3), ist in der Gegend des Roten Meeres niemand unterwegs. Denn der, der da scheinbar so besinnlich vor sich herschlendert und zu der uns allen vertrauten, auf 350 Lebensjahre geschätzten Eiche aufschaut, in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit, mimt nur den Spaziergänger für den Fotografen. Kurz zuvor hatte derselbe Fotograf sein Teleobjektiv auf die Bronngasse gerichtet, in der es zwar nicht ganz so wuselt wie an Samstagen nach Ultimo, die aber doch etwas vom „Blutstrom“ spüren läßt, der das Herz des Oberen Gäus am Schlagen hält.

Bilder: Grohe

fühlen sich nur noch als Bürger des Staates Israel, sie sprechen mit ihren Kindern nur hebräisch. Andere aber, vor allem die älteren Leute bejahen auch heute noch ihre Zugehörigkeit zum deutschen Kulturbereich; angesichts der persönlichen Schicksale, die sie während des Dritten Reiches getroffen haben und die sie uns keineswegs selbst erzählten, sondern die wir oft auf Umwegen von anderen erfuhren, eine menschliche Haltung, die uns tief beeindruckte.

Zwischen und nach den Vorträgen fanden Exkursionen statt, die uns in erster Linie mit dem Limes palestinensis, den römischen Grenzbefestigungen in Palästina vertraut machen sollten, uns aber auch andere berühmte Stätten der Antike, vor allem solche der biblischen Geschichte und auch der Kreuzfahrzeit nahebrachten. Daneben kam auch das moderne Israel nicht zu kurz, dessen Probleme sich oft kaum von denen unterscheiden, die vor 1700 Jahren bestanden. Man kann viel über die in der nahezu 100 Jahre dauernden jüdischen Wiederbesiedelung Palästinas geleistete Arbeit lesen, man kann sich Filme und Fernsehberichte darüber ansehen, doch ersetzen sie nicht den persönlichen Eindruck, an Ort und Stelle gewonnen.

Eine Tagesfahrt führte uns zunächst nach Caesarea, halbwegs zwischen Haifa und Tel Aviv gelegen, in römischer Zeit Hauptstadt von Palästina. Reste einer Wasserleitung, die einst das Trinkwasser vom Karmel hierher brachte, das größte römische Theater auf palästinensischem Boden mit 20 000 Sitzplätzen und eine gewaltige Kreuzfahrterfestung, in deren Architektur sich Orient und Okzident begegnen, fesselten uns hier besonders. Vier Tage waren wir im Negev unterwegs, mit Standquartier in Beersheba, wo sich Abraham und Abimelech getroffen hatten. Es klingt erstaunlich, aber es stimmt, man kann mit der Bibel in der Hand durch dieses Land reisen und die Israeli haben bei vielen Problemen während der Wiederbesiedelung die Bibel zu Rate gezogen

und dort Belehrung gefunden. Das gilt z. B. in hohem Maße für die Landwirtschaft im Negev.

Besonders eindrucksvoll war die Landwirtschaft am Toten Meer, wo wir vor allem die herodianische Festung und die sie umgebenden römischen Belagerungsanlagen, die berühmte Masada, eingehend studierten. Bei Flavius Josephus „Der jüdische Krieg“ kann man die Geschichte der Belagerung der hier eingeschlossenen Zeloten nachlesen, die schließlich der römischen Belagerungskunst erlagen, aber bevor sie in Gefangenschaft fielen, in einem Massenselbstmord endeten. Dieser „Geist der Masada“ — lieber sterben als in feindliche Hand fallen — das wurde uns dort deutlich, beseelt dieses Volk und ließ uns ahnen, daß in einem Waffengang, auf den man dort immer gefaßt war, eine Kampf-moral zu erwarten war, die sich mit europäischen Maßstäben kaum messen lassen würde. Das zeigt auch die Geschichte des Unabhängigkeitskrieges, der mit einer unvorstellbaren Härte geführt wurde, nicht zuletzt bedingt durch die damalige geringe Ausstattung beider Seiten mit hochwertigem technischem Kriegsgerät.

Besonders aufschlußreich im Negev waren die Probleme der Landwirtschaft, es würde hier zu weit führen, darauf näher einzugehen. Im Zusammenhang mit meinen Forschungen zur antiken Wirtschafts- und Agrargeschichte hoffe ich gerade diese Fragen bald noch einmal gründlicher studieren zu können, vielleicht bietet sich dann Gelegenheit, darüber zu berichten. Von der ägyptischen Grenze bei Quetzlot auf der Sinaihalbinsel ging die Fahrt in knapp vier Stunden nach Jerusalem hinauf. Ein größerer landschaftlicher Gegensatz ist kaum vorstellbar, einerseits die grandiose Trostlosigkeit der Wüste, andererseits saftige Wiesen, schwere Kornfelder und Wälder von Ölbäumen und Zitrusfrüchten. Neben Vorträgen in der Hebrew University war nur Zeit für ein sehr gedrängtes sight-seeing-Programm, das uns an die wichtigsten

Punkte von Neu-Jerusalem führte, auch mit Übersicht über die Altstadt und die Umgebung. Besonders eindrucksvoll die moderne Anlage des Israel-Museums, vor allem der eigenwillige Bau des „shrine of books“, in dem einige der Schriftrollen vom Toten Meer, vor allem aber Schriftstücke von Shimon Bar Kochba, Anführer des zweiten jüdischen Aufstandes von 132 bis 135 gezeigt werden.

Als letzter Exkursionsbereich wurde Galiläa bereist. Erste Station war hier der Tel von Megiddo, wo 17 Städte übereinander liegen, darunter auch eine Festung aus salomonischer Zeit, in der der König 150 Streitwagen und zahlreiche Reiter stationiert hatte und von hier aus die Ebene Yezreel, das Tor nach Galiläa beherrschte. Nachzulesen im 1. Buch der Könige!

Antike Synagogen in Bet Alpha und Kapernaum, das am besten erhaltene römische Theater Palästinas in Scythopolis, heute Bet-Shean, die Mosaiken des 4. Jahrhunderts von Tabgha, dem Ort der Speisung der 5000 waren Höhepunkte unseres Aufenthaltes in dieser gesegneten Landschaft, über der, fern im Norden, bedeckt von ewigem Schnee, der Mt. Hermon aufragt, eine grandiose Kulisse für das galiläische Meer, den See Genezareth, dessen Fischreichtum auch heute noch frappierend ist.

Ein ausführlicher Rundgang durch einen der ältesten Kibuzzim, das 1915 gegründete Ayelet-Hashahar, vermittelte uns einen Eindruck dieser Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaften, die heute nur noch etwa drei Prozent der Bevölkerung beherbergen und — abgesehen von bestimmten Grenzzonen — wahrscheinlich bald noch weiter zurückgehen werden. Die Gründe dafür sind mannigfaltig, einer der wichtigsten scheint uns die weggefallene Bedrohung zu sein, unter der die jüdische Siedlung lange Zeit litt und die gewisse geschlossene Siedlungs- und wohl auch Wirtschaftsformen erzwungen hatte.

Letzter Aufenthaltsort war der Kibbutz Bet Oren, hoch oben am Karmel ge-

legen, von wo aus mit Atlit und Akko zwei Hauptstützpunkte der Kreuzfahrer besucht wurden. Im Refektorium der Kreuzfahrerburg von Akko trat der Kongreß zu seiner Schlußsitzung zusammen, hörte die letzten Vorträge und beschloß 1969 in Wales zusammenzutreten. Unvergeßlich zum Abschluß die nächtliche Fahrt entlang der Bucht von Haifa und die Serpentina hinauf am Karmel mit dem Blick auf das Lichtermeer von Haifa unter uns. Wenige Stunden später saßen wir schon in der Düsenmaschine, die uns nach Athen brachte. Erst dort machte sich die Erschöpfung bemerkbar, deren wir während dieser an Eindrücken so reichen 14 Tage gar nicht gewahr wurden.

Dr. Otto Roller

## Was uns lockte, war der Westen ...

New York —  
San Francisco  
und retour

**BRIGITTE  
MANN**  
Ehemalige  
von 1949 bis 1952



Die große Reise führte für fünf Wochen kreuz und quer durch die USA. Die Zeit war zwar etwas knapp, doch als arme Angestellte hat man ja nun mal nicht mehr Urlaub; und wir hatten uns unsere Route vorher so gut überlegt, daß wir doch einen Eindruck von diesem riesigen Land mit nach Hause nehmen

konnten. Wir, das sind drei Mädchen und, als Beschützer und Autosachverständiger, ein Mann.

Mit dem Flug Frankfurt — New York begann unsere abenteuerliche Reise. In New York war es uns zunächst am wichtigsten, Zelt und Zeltausrüstung einzukaufen und ein preiswertes Auto zu mieten und dann so schnell wie möglich in Richtung Südwesten aufzubrechen. Mit der Stadt selbst wollten wir uns am Schluß des Urlaubs noch gründlicher vertraut machen.

Autofahren in Amerika ist eine Sache, die Spaß macht. Das Auto hatte natürlich vollautomatisches Getriebe und war herrlich groß und breit. Benzin ist billiger als bei uns; und die Straßen sind einfach wunderbar. Die meisten Turnpikes und Highways, die etwa unseren Autobahnen entsprechen, haben Geschwindigkeitsbegrenzungen — außer in Nevada, wo nicht nur jegliche Art von Glücksspiel erlaubt ist, sondern auch ein mörderisches Tempo. Alle Straßen, selbst einsamste Feldwege irgendwo im Westen, sind gut beschildert; und am meisten beeindruckt haben mich die Schilder, die die Kurven anzeigen und dabei genau die Geschwindigkeit angeben, mit der man diese Kurven passieren kann.

Im Osten der Vereinigten Staaten, in New Jersey, Pennsylvania, West Virginia, Ohio, Kentucky und Tennessee sah's aus wie bei uns auch: mal ein bißchen Allgäu, ein bißchen Schwarzwald und ein bißchen Donautal. Und dann noch vertrauter: eine Stadt in Arkansas, die Stuttgart heißt und von der im Reiseführer berichtet wird, daß dort hauptsächlich Deutschstämmige wohnen. Also nichts wie hin, wenn der Weg nach dort für uns auch ein Umweg war. Doch dieses Stuttgart hatte mit dem schwäbischen Stuttgart nicht viel gemein. Es war eine mittelgroße amerikanische Stadt wie jede andere auch. Kein Mensch hat uns auf Deutsch angedreht, und niemand ist wegen unserer deutschen Sprache in Begeisterung ausgebrochen — was aber verständlich war,

da wir uns bescheiden in ein Café gesetzt haben und uns weder auf dem Rathaus noch bei der Lokalpresse als interessante Besucher der Stadt vorgestellt haben!

All diese Staaten und Städte haben wir ziemlich rasch durchfahren. Was uns lockte, war der Westen — je wilder, desto besser. In Texas hatten wir dann endlich das Gefühl, daß es jetzt amerikanisch wird: weite, endlose Prärie, alles topfeben. Nur ab und zu zeigt mal ein Bohrturm, daß der wahre Reichtum des Riesenstaates (Texas ist flächenmäßig so groß wie Deutschland und Frankreich zusammen) unter der Erde liegt. — Dieser Reichtum wird vor allem in den Städten sichtbar. Dallas zum Beispiel ist eine der elegantesten Städte der Vereinigten Staaten. In unserem Blue-jeans-Räuberdreß kamen wir uns recht fehl am Platze vor.

Über die Carlsbad Caverns in New Mexiko, Tropfsteinhöhlen von gigantischen Ausmaßen, fuhren wir nach El Paso (wieder in Texas). Von dort ist die mexikanische Grenzstadt Ciudad Juarez bequem zu Fuß zu erreichen. Hier eine größere Pause einzulegen hat sich gelohnt. Unser Zelt stand zwar in den USA, den Tag über jedoch waren wir in Mexiko, fotografierten Land und Leute, feilschten mit geschäftstüchtigen Händlern um herrlichen mexikanischen Silberschmuck, kauften Ananas in größeren Mengen, das Stück zu vierzig Pfennig, und probierten in Restaurants und bei Straßenhändlern all die pikant schmeckenden mexikanischen Gerichte aus. Beladen mit Obst und Gemüse passierten wir die mexikanische Grenze. Die fürs Abendessen bestimmten Kartoffeln allerdings nahm man uns ab; Kartoffeln dürfen in die Staaten nicht eingeführt werden.

Und dann liegen Texas und New Mexiko hinter uns. Wir sind in Arizona. Es ist brütend heiß. Einsam liegt die Straße vor uns. Nur ab und zu mal sieht man einen Kaktus. Hier ganz in der Nähe müssen Indianerreservationen sein. Plötzlich wird die vorher wüstenähn-

liche Gegend von herrlichen Pflanzen und von Hunderten von Kakteen belebt. Man fährt durch eine Märchenlandschaft; den ganzen Tag über begegnet uns kein Mensch. Erst spät am Abend suchen wir eine Bleibe für die Nacht. Was auch die nächsten Tage bieten möchten — Felswohnungen der Indianer aus dem 12. Jahrhundert; einen versteinerten Wald, der vor 16 Millionen Jahren entstanden ist; die Painted Desert, eine wirklich in allen Farben leuch-

tende Wüste — der erste Tag in Arizona bleibt uns unvergessen.

Einer der meistbesuchten National Parks ist der Grand Canyon National Park. Nicht umsonst ist er so berühmt. Denn er ist wirklich so gewaltig und so riesig in seinen Ausmaßen, wie man das gelesen oder gehört hat. Man steht und staunt und wird winzig klein.

Unser nächstes Ziel war wohl ebenso berühmt — doch auf andere Weise. Wir wollten das Nachtleben in Las Vegas



## Die Bastille

der Stadt ist nicht mehr. Vermutlich schon 1818 gebaut, im Stadtplan von 1830 bereits enthalten, führte das Amtssgerichtsgefängnis am Katzengraben auch dann noch ein isoliertes Dasein, als keine Rauschkugeln, Langfinger und Bettler mehr hinter den Glasblenden hervor nach Freiheit oder auch nach Bier lechzten oder auf den Amtsrichter und die Buben herunterschimpften, die sich in dieser Gegend mit dem schönen Spiel „Hellell“ die Zeit vertrieben. Roll, Walter und Knauß waren die Namen der letzten Gefängniswärter. Sie waren für die Jugend unbedingte Respektspersonen. Als man im November daran ging, das Haus abzubauen, damit der Parkring Innenstadt um ein Glied verlängert werden kann, stellte man fest, wie solide das Gefängnis seinerzeit gefügt wurde. Zeitweise sah das Gebäude aus, wie die Pariser Bastille nach dem Sturm am 14. Juli 1789 ausgesehen haben mag. Einem Gefängnis braucht man nicht nachzutruern, und doch war es ein Stück vom alten Herrenberg.

kennenlernen. Diese Stadt liegt mitten in der Wüste Nevadas. Die Fahrt dorthin ist schon eine regelrechte Tortur. Trotz einer Geschwindigkeit von 70 Meilen bringt der Fahrtwind keine Kühlung. Die Luft scheint zu kochen, und der Unternehmungsgeist nimmt im selben Maß ab wie die Hitze zu. Doch schließlich wollen wir ja den üblichen Dollar verspielen, wollen Filmstars sehen und Millionäre. Doch die Hitze wird so unerträglich — selbst um Mitternacht zeigt das Thermometer noch 40 Grad Celsius —, daß wir nach dem kurzen Besuch in einem berühmten und glücklicherweise mit Klimaanlage versehenen „Club“ noch mitten in der Nacht weiterfahren nach Westen, Kalifornien und dem Meer entgegen.

Doch auch Kalifornien zeigt sich zunächst von seiner heißesten Seite; die kalifornische Wüste unterscheidet sich in nichts von der in Nevada. Erst als wir in Küstennähe kommen, wird das Klima wieder erträglich, und zwei herrliche Badetage am Pazifik belohnen uns für alle Strapazen.

Von San Francisco zu schwärmen halte ich für unnötig. Die Golden Gate Bridge, Chinatown, Fisherman's Wharf, die Cable Car — das alles sind bekannte Dinge. Daß San Francisco als eine der schönsten Städte, wenn nicht überhaupt

---

**Unser Konto bei der Volksbank Herenberg hat die Nummer 820.**

---

als die schönste Stadt der USA bezeichnet wird, hat es verdient. Kein Wunder also, daß wir uns dort länger aufhielten als es geplant war.

Kilometermäßig und auch zeitmäßig hatten wir nun den größten Teil unserer Fahrt hinter uns. Jetzt galt es, die Zeit gut einzuteilen, um auch auf der Rückfahrt noch möglichst viel von den Schönheiten des Landes zu erleben. Über Sacramento, Reno und den landschaftlich herrlich gelegenen Lake Ta-

hoe fuhren wir wieder durch Nevada, diesmal durch den nördlichen Teil des Staates. Dort wurde uns nun noch eine besondere Attraktion zuteil: Wir konnten ein Rodeo miterleben. Rodeos sind im Westen der USA sehr beliebte Geschicklichkeitswettkämpfe der Cowboys. Unter den Augen der kritischen Menge müssen die Cowboys ihre Künste beweisen: wilde Pferde zureiten, Rinder mit Lassos einfangen und blitzschnell fesseln und natürlich jegliche Art von Akrobatik zu Pferde vorführen.

Die Sandwüste Nevadas ging allmählich über in Prärie, und die Prärie wurde bald wieder von einem neuen Wüstengebiet abgelöst: der Großen Salzsee-Wüste in Utah. Weiß wie Schnee liegt das Land vor uns, und erst nach stundenlanger Autofahrt ändert sich das Landschaftsbild wieder. Wir sind am Großen Salzsee, vor uns liegt Salt Lake City, die Stadt der Mormonen. Viel gäbe es zu berichten über die Geschichte des Staates Utah, die gleichzeitig die Geschichte der Mormonen ist. Leider darf der Tempel selbst nicht besichtigt werden, er steht nur für Mormonen offen.

Berge, Seen, Geysire — Bären, Bisons, Elche — das ist der Yellowstone National Park, der größte National Park der USA, der in den Staaten Wyoming, Idaho und Montana liegt. Drei herrliche Tage haben wir dort verbracht, bevor wir endgültig und ohne noch weitere große Umwege zu machen in Richtung Osten fuhren. Durch South Dakota, Iowa und Illinois ging's nach Chicago, durch Indiana und Ohio den Erie-See entlang bis Buffalo. Nach einem Abstecher zu den Niagara-Fällen landeten wir glücklich, nach rund 12 000 Kilometern Fahrt, in New York.

Falls Sie, lieber SPICKZETTEL-Leser, fürs nächste Jahr noch keine Urlaubspläne haben, so denken Sie doch mal an eine USA-Reise. Packen Sie Zeit, Luftmatratze und Schlafsack in den Koffer und erleben Sie das Land Ihrer Indianer-Kinderträume.

Brigitte Mann

## Beatus ille homo . . .

Obwohl er, Jahrgang 1902, Ende Juli dieses Jahres in den Ruhestand trat, geht Walter Riethmüller nach wie vor ein und aus in der Schule, an der er zwischen 1911 und 1916 die ersten lateinischen Verben deklinierte und in der er sich in den letzten 15 von über 40 Jahren seines aktiven Lehrerdaseins damit abplagte — Sisyphos im 20. saeculo — einer Schuljugend, die mit Graß, Picasso und den Rolling Stones aufwächst, klassisches Latein einzupflanzen. Es ist wohl weniger die Freude an den lichten, jeder Patina abholden Hallen des Gymnasiumneubaus, als vielmehr die Not am Mann im Lehrkörper, die ihn wenigstens mit halbem Lehrauftrag bei der Stange hielt. Vielleicht auch ein leiser Schauer bei dem Gedanken, die Tage mit dem Einholen von breiten Nudeln und Suppengrün oder gar mit der Lektüre des „Gäuboten“ füllen zu müssen. In seinem gereimten Selbstgespräch anlässlich seiner Zurruhesetzung, das wir hier wiedergeben, hat er den „beatus homo“ der zu Hause hinter dem Ofen sitzt und seinen Frieden hat, selber in Frage gestellt. Gewiß, da sind die Enkel, die Freude machen und da ist auch noch der Rotspion aus Brackenheim, der von innen heraus wärmt . . . Brackenheim! Das waren die Jahre von 1931 bis zum Ausbruch des Krieges, in denen Walter Riethmüller die dortige Lateinschule leitete. Man darf wohl annehmen, daß ihm die Erinnerung an diese Jahre besonders teuer ist.

Der Krieg war auch in seinem Leben die große Zäsur. Der Krieg im Westen und Osten, bis zum Kaukasus; Verwundung; lange Gefangenschaft; Rückkehr in den Schuldienst, zunächst in Schweningen, dann in Calw und in Freudenstadt, bevor sich der Ring mit der Heimkehr nach Herrenberg schließt.

An einem mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium steht der Altphilologe quasi auf einem Bein. Sein

Latein ist gefragt, aber sein Griechisch? Griechisch im Oberen Gäu?! So war es nur natürlich, daß er neben seinem Lehrauftrag jahraus, jahrein die Kandidaten für das evangelische Landexamen präparierte. Umso eher, als er selber, 1916, diese schwere Hürde mit

---

In den Ruhestand versetzt!

## Was jetzt?

In meinem Lesezimmer  
sitz ich nun immer.

Ich brauch nicht mehr zu lehren  
und auch nicht mehr zu wehren  
den Mädchen und den Knaben,  
darf Muße haben,  
erinnern mich an Freud und Leid,  
an Not- und gute Zeit.

Ich denk an die Gefährten,  
die nimmer sind auf Erden,  
sinn über Gott und Welt,  
und wenn es mir gefällt,  
jät ich im Garten Unkraut,  
lausch auch des Vogels Laut.  
Dank Gott und allen Leuten,  
die mit mir durften streiten,  
sich wohl schon sehnen  
und mit mir wöhnen:

Beatus ille homo,  
quisedet in sua domo,  
quisedet post fornacem  
et habet bonam pacem.

Walter Riethmüller

---

Bravour genommen und die Seminare von Schöntal und Urach durchlaufen hatte, die klassische Laufbahn für Philologen, Juristen, Mediziner und gelegentlich auch für Theologen.



Zwei Generationen Riethmüller auf vertrauten Wegen: vom Gymnasium in die Stadt herein. Der halbe Lehrauftrag läßt doch noch Zeit für einen Spaziergang mit dem Enkel. Bild: Grohe

Walter Riethmüller trat in die Fußstapfen seines Vaters, des Rektors Albert Riethmüller, der bei alten Herrenbergern unvergessen ist. Er starb 1962 mit beinahe 96 Jahren, ein bis zuletzt aufrechter, von seinen ehemaligen Schülern ehrerbietig begrüßter Herr, wenn sie ihm an der Seite des Sohnes in der Hildrizhauser Straße begegneten.

Nach der Reifeprüfung in Urach bezog der Sohn die damals einzige Universität Württembergs in Tübingen und belegte neben Latein und Griechisch Archäologie und Geschichte, wobei er sich vor allem der Landesgeschichte verschrieb. Ein Semester in München wurde dazwischengeschoben. Nach der zweiten Dienstprüfung im Jahr 1925 folgten die traditionellen Wanderjahre, die ihn an verschiedene Gymnasien des Landes führten, unter anderem auch ans Collegium illustre, das Eberhard-Ludwig-Gymnasium in Stuttgart.

Nach der Rückkehr in die Heimatstadt, deren Geschichte und deren Familien er kennt wie selten einer, fielen Oberstudienrat Riethmüller Sitz und Stimme im Gemeinderat beinahe von selber zu. Er verstand dieses Amt nicht als Würde, sondern als Bürde, die er als Bürger auf sich zu nehmen hatte, solange er sich dafür robust genug fühlte. Sein Rat vor allem auch in Schulfragen war nicht selten maßgebend für die Entscheidungen des Gemeinderats, nicht zuletzt beim Bau des neuen Gymnasiums.

Die Kollegen mit Dr. Walter Gerblich an der Spitze schätzten und schätzten ihn, wie es im „Gäuboten“ vom 22. Juli hieß, als konsequenten Wahrer und Sprecher der „humaniora“, als Hüter bester Lehrertradition, als Finanzminister der Schule und unentbehrlichen Helfer in Sachen der Schülerwohlfahrtspflege und der Erziehungsbeihilfen. Neben dem Schickhardt-Gymnasium fühlen sich Walter Riethmüller auch wir Ehemaligen zu Dank verpflichtet. Er hob — um mit der Vorsitzenden unseres Schulbeirats, Frau Hartmann, zu sprechen — den SPICKZETTEL mit aus der Wiege, und wenn immer die Stadt und das Gäu, die Herrenberger mit Verwandtschaften und Bekanntschaften gefragt sind, weiß der Senior unserer Arbeitsgemeinschaft als lebendes Archiv Rat bis ins dritte und vierte Glied. Darum, was der Schule recht ist, ist den Ehemaligen billig: Er bleibe für uns, was er ist, noch recht lange! sg

# Origami - die Kunst des Falten

## ANNELIESE GREENIER-FROMM

Ehemalige  
von 1948 bis 1952



Als Ehemalige möchte ich heute auch gerne einmal einen Beitrag für unsere Schickhardt-Blätter bringen. 1960 ging ich in die Vereinigten Staaten, bin aber gerade für zwei Jahre in Herrenberg, da mein Mann seine Doktorarbeit in Deutschland beenden wird.

Ich werde nun nicht aus den Staaten berichten — man wird ja darüber in Deutschland auf dem Laufenden gehalten — sondern über die uralte japanische Kunst des Papier-Faltens.

Doch zuerst sollte ich wohl rasch erklären, wie ich dazu kam. In den letzten Jahren arbeitete ich als programing assistant in der Soziologischen und Anthropologischen Fakultät der Brown University in Providence, Rhode Island. Mein Chef, Prof. Dr. James M. Sakoda, japanischer Herkunft, ist ein großer Meister des Papierfaltens, Origami genannt, und er hat mich in diese Kunst eingeweiht. Wir nutzten jede Gelegenheit um zu falten, sei es in der Mittagspause, oder während wir auf unsere Ergebnisse aus dem Computer warteten, und manchmal sogar bei Kolloquien, wobei wir uns ganz hinten in den Hörsaal setzten, um nicht zu sehr aufzufallen. Wenn man einmal eine gewisse Übung und Erfahrung im Falten hat,

kann es also auch neben anderem her gemacht werden.

Ich habe nun nicht vor, eine wissenschaftliche Abhandlung darüber zu verfassen, sondern nur ein wenig aus meiner Erfahrung mit diesem Hobby zu berichten. Es gibt genug Literatur über Origami die mehr Aufschluß gibt, allerdings nicht zu viel in deutscher Sprache. Selbst Don Miguel de Unamuno hat sich mit Papierfalten beschäftigt und ein Essay darüber geschrieben. Allerdings ist es mehr oder weniger eine Satire, die zeigen soll, daß alles zu einer Wissenschaft gemacht werden kann, sogar das Papierfalten für Kinder. Nun, ich glaube niemand hat die Absicht, daraus eine Wissenschaft zu machen. Aber wenn das Falten über die einfacheren Formen und Figuren für Kinder hinausgeht, kann es zweifelsohne zu einer Kunst werden. Vor allem, wenn man selbst neue Formen und Figuren zu entwickeln in der Lage ist.

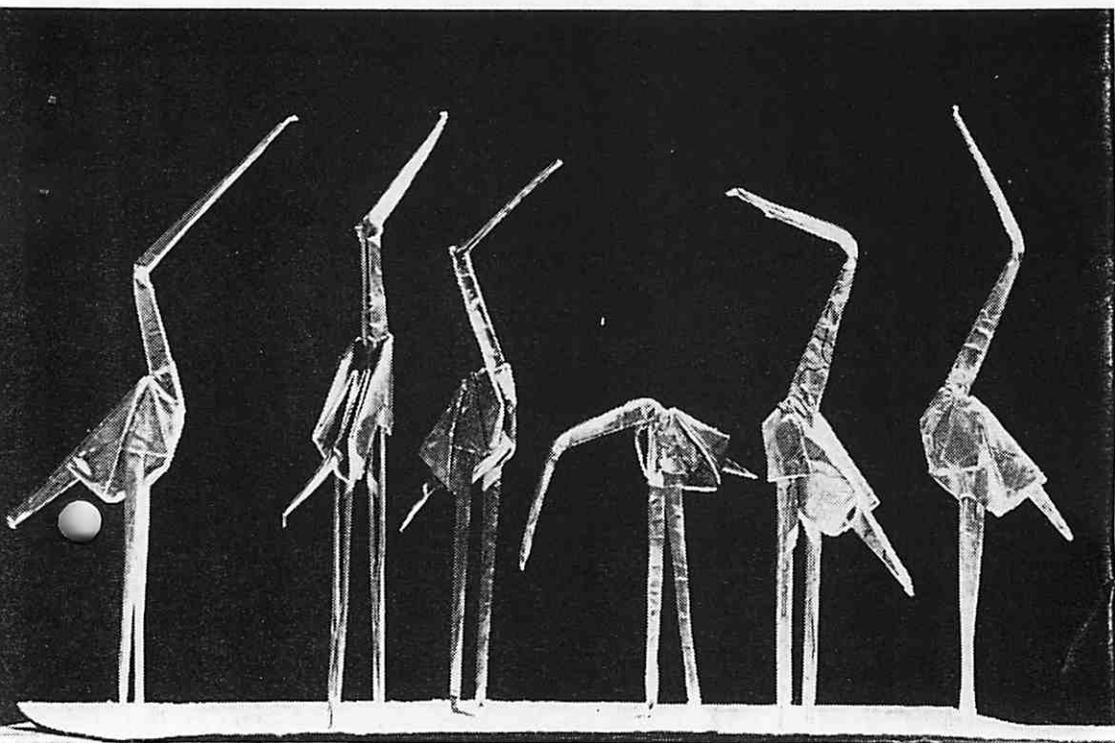
Fast jeder von uns hat schon einmal als Kind ein Papier-Flugzeug oder einen Papier-Helm gefaltet. Damit wären wir schon beim Anfang von Origami. Auch die Kinder in Japan und China falten sich solches Spielzeug. In den japanischen Schulen werden den Kindern dann weitere Formen und Figuren gezeigt. Abgesehen von der künstlerischen Erziehung lernt man dabei sozusagen spielend gewisse geometrische Formen, auf die ich später noch zurückkommen werde.

Die meisten Origamisten benutzen ein quadratisches Stück Papier. Es gibt speziell dazu das sogenannte Origami-Papier, das in verschiedenen Farben erhältlich ist. Die Knicke und Brüche sollten ja halten und die Figur darf am Ende nicht wieder aufgehen, so daß sich darum nicht jedes Papier dazu eignet. Prof. Sakoda verwendet sogar seit einigen Jahren Geschenkpapier, welches auf einer Seite aus Papier und auf der anderen aus Metallfolie hergestellt ist und meist sehr dekorative Muster aufweist. Dies läßt sich noch besser falten als das übliche Origami-Papier und gibt

den Figuren ausgezeichneten Halt. Vor allem bei den Modellen, die öfteres Falten mit sehr viel Genauigkeit erfordern, eignet sich dieses Geschenkpapier am besten.

Alle Modelle werden aus einfachen Grundformen entwickelt. Die traditionellen Figuren entstehen aus dem in beiden Diagonalen sowie symmetrisch in der Mitte gefaltetem Papier. Oft ergeben schon wenige Knicke und Brüche reizvolle Figuren, die als Festdekoration und Mobiles verwendet werden können.

Es gibt nun natürlich Origamisten, die mit Schere, Kleister und Pinsel daran gehen, ihren Modellen einen realistischeren Schliff zu geben, z. B. ein Schwänzchen ankleben oder Augen aufmalen. Durch Schneiden werden oft Modelle gemacht, die man durch bloßes Falten nicht zu erlangen glaubt. Aber das bringt die Gefahr mit sich, daß das Schneiden verhindert, eine gewisse Fertigkeit beim Falten zu entwickeln, weil man dann nicht gezwungen ist, nach neuen Grundformen zu suchen, um den gewünschten Effekt zu erhalten. Prof.



Das Tribunal der Kraniche: Mit gesenktem Haupt läßt ein Sünder das Urteil von fünf Gerechten über sich ergehen. Anneliese Greenier-Fromm hat das „Tribunal“ für den SPICKZETTEL kunstvoll gefaltet, ohne Klebstoff und ohne Schere.

Bild: Grohe

Sakoda hat noch nie die genannten Hilfsmittel benutzt und war dadurch gezwungen, immer neue Formen und Grundformen zu erfinden. Er hat z. B. bei einer Grundform die Mitte etwas zur Seite verlagert und bekam dadurch eine attraktive Assymetrik, die sich dann für langgestreckte Figuren hervorragend eignet. Ein anderer Grund, vom Schneiden abzusehen, ist der künstlerische Aspekt. Oft werden die schönsten Modelle dadurch erreicht, daß man nach klaren Linien strebt und auf Details wie Ohren oder Knicke in den Armen und Beinen verzichtet. Dadurch wird ein stilistischer Effekt erzielt, der unsere Phantasie anregt.

„Der eigentliche Grund für die Existenz des Papier-Kranichs ist seine geometrische Perfektion ...“ schreibt Unamuno in seinem Essay (wörtliche Übersetzung aus dem Spanischen). Der Papier-Kranich ist eine etwas anspruchsvollere Origami-Figur, die in Japan sehr beliebt ist. Der japanische Kranich beruht auf derselben Grundform wie der sogenannte achtzackige Stern. Öffnet man nun diese Figur, so zeigt sich uns ein Netz von Linien und Winkeln, die immer wieder die gleichen Proportionen aufweisen. Im Gegensatz zu den einfacheren und traditionellen Modellen und Grundformen bilden die Falten hier anstatt Rechtecke eine Reihe von Dreiecken, deren Proportionen auf der ganzen Figur die gleichen sind. Auf jeden Fall gibt es genug Leute, die Origami ernst nehmen und sich in vielen Ländern zusammengeschlossen haben und Origami-Clubs gründeten. Und vom Origami-Center in New York weiß ich, daß vierteljährlich sogar eine Origami-Zeitung herauskommt.

Origami ist eine Kunst, die man erlernen kann. Auch wenn man nicht gleich neue Formen und Figuren erfindet, macht es viel Freude, nach Anleitungen die reizvollsten Blumen zu falten oder einen Zoo mit Origami-Tieren zu gründen.

Anneliese Greenier-Fromm

## O du Fröhliche . . .

Oder wie man in der Schule  
stilvoll Weihnachten feiern kann

Wenn dieser Bericht im SPICKZETTEL erscheint, dann macht man sich wahrscheinlich in vielen Schulklassen gerade Gedanken über eine Weihnachtsfeier. Bei den schönen Klassenzimmern und Festsälen, mit Hilfe von Schülerorchestern und Schauspielgruppen fallen die Weihnachtsfeiern sicher sehr würdig und ausgefeilt bis ins letzte aus, ich stelle mir das wenigstens so vor. Vielleicht ist aber auch eher der Typ „Christmas party“ gefragt — ich bin da nicht so im Bilde.

Natürlich haben wir auch früher schon in der Klasse Weihnachten mehr oder weniger gefeiert, meistens weniger, denn meine ganze Schulzeit in der Oberschule fiel in die Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre. Zur ersten Feier nach dem Krieg haben wir uns aber doch etwas Besonderes einfallen lassen. Erinnert Ihr Euch, Freunde, an unser „geometrisches Musical“ an Weihnachten 1945? Verfasser des Werkes war die Mutter unserer Mitschülerin Brigitte Haug, die in der dritten Klasse zu uns gekommen war. Es dürfte sich um ein ziemlich einmaliges Werk gehandelt haben, und ich möchte den Text doch einmal gedruckt vor mir sehen, deshalb strengte ich mich an, mich daran zu erinnern.

Personen und ihre Darsteller:

Ein Dreieck: ich, Christa Müller,  
Thales von Milet: Brigitte Haug,  
Pythagoras: weiß ich leider nicht mehr,  
Ort der Handlung: das alte Griechenland,  
Ort der Aufführung: der Zeichensaal,  
Inhalt des Stückes:

Ich war ein ziemlich ungerades Dreieck mit x-beliebigen Seiten und geradezu schabigen Winkeln. Ich selber war damals eigentlich nicht so dreieckig; die vielen Kartoffeln, die wir damals oft schon zum Frühstück in Form von Kartoffelsuppe aßen, hatten bei mir ganz gut angeschlagen. Damit man mir die Rolle auch glaubte, hatte ich ein großes Pappdreieck umgehängt. Eines Tages traf nun dieses Dreieck den berühmten Thales. Der war einfach entsetzt über die Form des Dreieckes, legte ihm einen Halbkreis an, schnipfelte ein bißchen an ihm herum — und siehe da, der Winkel

über der Hypothenuse war ein rechter! Das Dreieck war außer sich vor Stolz und sang zu der Melodie von „Wo mag denn nur mein Christian sein“:

„Jetzt geh' ich zu Pythagoras,  
laß mich von ihm bestaunen,  
und sieht er meinen Winkel an,  
so rühm' ich ihm den Thales dann.“

Das Dreieck besuchte Pythagoras, der aber anscheinend ziemlich hoch wohnte, denn es jammerte laut, bei ihm sei's aber kalt und unwirtlich. Pythagoras hatte Mitleid und verpaßte dem Dreieck unter passenden Erklärungen (er kann halt das Schulmeistern nicht las-



Die Klasse von Christa Orthwein-Müller; sie selber sitzt in der vorderen Reihe rechts außen. Neben ihr Lore Merkt-Huissel, Hannelore Conrad-Jung, Irmgard Gebert, Hildegard Röhm-Dieter, Lydia Schmalfeld-Grotz, Elfriede Kappler-Binder, Ilse Statz-Dobler. Rechts hinter Christa Orthwein steht Erika Jäschke. Der Klassenlehrer, Oberstudienrat i.R. Wilhelm Holch ist flankiert von hoffnungsvollen Knaben (von links nach rechts): Albrecht Wolf, heute Pfarrer, Klemens Kleindienst, Ingenieur, Gert Mürdel, Textilkaufmann, Hartmut Bonz, Oberstudienrat, Dieter Elser, Notar, Martin Gruber, Exportkaufmann, Alexander Theurer, Vermessungsingenieur, Arno Witzenbacher, Musiklehrer, Reinhold Weyl, technischer Angestellter, Willy Heinz, Bankkaufmann. Die Klasse war 1941 in die Schule eingetreten und verließ sie im Sommer 1946.

Privataufnahme

sen) je ein (Papp-) Quadrat über Katheden und Hypothenuse. Das Dreieck war überglücklich, bedankte sich innig und sang im Davongehen:

„Jetzt hab' ich ein'n Hypothenusen-rock

und zwei Kathedenärmel!

Wie bin ich reich, ich armer Fratz,  
jetzt mach' ich einen Höhensatz!“

(Dabei hatten wir den noch gar nicht gehabt, den Höhensatz.)

Damit fiel der Vorhang vor einem begeisterten Publikum.

Die ganze Geschichte hatte mehr Verse, aber ich bin froh, daß ich wenigstens noch zwei zusammengebracht habe.

In der ersten Zuschauerreihe saß unser Klassenlehrer, Herr Holch. Ich glaube, er hat sich ziemlich amüsiert damals. Vielleicht auch darüber, daß ausgerechnet ein so schwacher Mathe-Vierer, der ich war, in einem mathematischen Schauspiel eine so tragende Rolle spielte.

Aber wenn mein Sohn erst einmal im Gymnasium ist, dann werde ich ihn endlich kapieren — den Pythagoras.

Christa Orthwein geb. Müller, Schuljahrgang 1941 bis 1946;

## Im Schwabenalter

Drei Tage im Oktober widmeten die Angehörigen des Jahrgangs 1927/28 jenem Ereignis, das Schwaben besonders teuer ist: dem 40. Geburtstag. Das ist bekanntlich die Schwelle, an der der Schwabe gescheit zu werden beginnt. Das hat mit der Intelligenz natürlich nichts zu tun, darauf ist man hierzu-lande abonniert.

„Du bischt jo net g'scheit“ will nicht etwa sagen, der andere sei geistig minderbemittelt, wie Landfremde schadenfroh vermuten. G'scheit sein heißt so viel

wie besonnen sein, im Rahmen bleiben, klug abwägen können. Den Schwaben kann man, cum grano salis, mit dem Most vergleichen: Je länger und je heftiger der gärt, um so mehr hat er, wenn es nachher ruhig im Faß wird, an Kraft in sich.

Beim Schwaben stürmt und drängt und gärt es eben länger als bei anderen, aber dafür hat er dann auch ... siehe oben. Den 40. Geburtstag zu feiern, den

---

Unser Konto bei der Volksbank Herrensberg hat die Nummer 820.

---

Übertritt in ein gereiftes, gesetztes, seiner selbst bewußtes Mannesalter, ist darum wohl angebracht. Das von Richard Marquardt („Peterbeck“) zusammen mit dem Ausschuß arrangierte Wiedersehen wurde dem Anlaß gerecht. Es begann am Samstag im „Ochsen“ mit einem Festbankett, wie dem „Gäuboten“ zu entnehmen war und endete am Montag im „Kaiser“. Dazwischen gingen die alten Schulkameraden, die es inzwischen zu etwas gebracht haben, miteinander in die Stiftskirche, wo die meisten von ihnen getauft und konfirmiert und manche sogar getraut wurden. Sie hießen in ihrer Mitte ihren alten Lehrer, Konrektor i. R. Jakob Veyl willkommen und bedauerten zugleich, daß der Lehrer der Realschüler, Oberstudienrat Holch, aus gesundheitlichen Gründen nicht mit dabei sein konnte.

Sie gedachten ihrer beiden gefallenen Schulkameraden Walter Munz und Theo Sayer und legten für sie einen Kranz an das Kreuz auf dem Friedhof. Memento mori ...

Außer im „Kaiser“ und im „Ochsen“ trafen sie sich im „Adler“ und in der „Neuen Post“, und überall war Gelegenheit, Jugenderinnerungen auszutauschen; manche hatten sich zehn und mehr Jahre nicht mehr gesehen. Ganz von selber stellte sich der Wunsch ein, die neu geknüpften Kontakte nicht mehr abreißen zu lassen. Bis zum 50.



Die Zeiten sind lang vorbei, in denen man am Bettelhausberg Schlitten fahren konnte. Das Bettelhaus, Gutleuthaus, Wanderarbeitsstätte — alles in einem oder eins nach dem andern — steht noch (links im Bild), auffällig wie man sieht, aber bewohnt. Das Haus soll abgebrochen werden. Es ist ein Stück Herrenberg, wenn auch kein so wertvolles wie die dritte Ammermühle. Auf der anderen Straßenseite hat die Neuzeit Fuß gefaßt. Das Autohaus Dold, das der letzten Ausfallstraße Herrenbergs, der B 28, die noch fehlende Tankstelle beschert, ist der Anfang eines neuen Stadtviertels, das sich im sogenannten Ziegelfeld ausdehnen wird bis hinauf zur Hildrizhauser Straße.

Bild: Grohe

---

### Der SPICKZETTEL

soll sein ein Produkt honorarfreier Bemühungen all derer, die dem Schickhardt-Gymnasium Herrenberg und dessen Vorfahren angehörten beziehungsweise angehören oder ihm nahestehen.

Redaktion Paul Sting, Satz und Druck Robert Schöll, Titel Traugott Schmolz, alle Herrenberg.

Anfragen, Leserbriefe und Beiträge aller Art nehmen die Redaktion (Uhlandstraße 6) und das Schickhardt-Gymnasium (Rektorat) gerne entgegen.

Auflage der zehnten Nummer 1 200 Exemplare.

Unser Girokonto bei der Volksbank Herrenberg hat die Nummer 820. Herrenberg, im Dezember 1967.

## Aus' m Städe

daß se 's Gfängnis abroche hent, hoist no lang net, 's gäeb nau no Engel em Städtle! Dés wär jo au zom Driebernei, wenn ülle mit ame Heilicheschei rom-laufe dädet. Net zom Ausmole! Onser Bolezei, onser dichdiche, se wär uff oin Schlag brodlos. Samt de Richter ond Staatsanwält. Ond de Advokate, notabene. D'Bolezei, se hätt am Sonneblatz nix mai z'reglet und z'verhendet. Koi Brodokoll, koi Strofazeig.

Ond wenn koiner koi Wässerle mai driebe kehnt, net flueche, liege ond bedriege — kurz, die zehn Gebode halte dät, wie mr's oim em Konfirmandeonderricht bei brocht hot — wär des no dr Hemmel uff Erde? D' Pfarrer kehndet am Sonndich en der Predicht nau no Eule noch Athen trage, sozusage. Ond wer dät no Zeidong lese, wenn nix mai dren ständ als Liebs ond Guets.

De Liebe ond de Guete uff der Welt ond em Städtle mießet jo grad drom bete, daß de andere, die Zellner ond Sinder net aussterbet, Se dädet sonst gar nemme uffalle, die Rechtschaffene. Logisch, 's Licht leichded bloß en dr Fenschdernis!

Wemmr's grad vom Licht hent — heit ischt dr erscht Advent. Vorem Fenschder stoht a Nüebel, der ischt fast so dick wie Brittle. Dr Schbiggzeddel ischt beim Schölle Robert no em Werde. Aber 's sieht aus, als ob er no vor Weihnachte nauskäm zo de Ehemaliche. 's ischt 's zehnte Heftle ond s' kommt jetzt em fenfte Johr raus, ond a mancher Verei dät do draus a Jubillom mache. Zom Gligg semmir koi Verei, mir Ehemaliche. Mir feiret die Feschde wie se fallt, s' nägschde fällt uff d'Eiweihong vom zweide Bauabschnitt an onserem Gimnasiom. Ond des dauret no a bissle, zom Leidwese vom Herr Direkter ond sei'm Kollegiom.

Zo mei'm eigene Leidwese kann i Eich au desmol no net sage, wer die drei oder vier Stockwerk vo der Simfonie en Beto fille wurd, dere die alt „Sonne“ am Sonneblatz hot weiche mieße. Mr hört manches, aber gwieß woist mr nix. Uff dr andere Seit, bei's Metzger-Fischers-Fritze-Haus, hot sich enzwische ebbes dau: die Bauchbende „aus purer Zenser-Qualität“ ischt weg. Dr Draugod, onser Schulkamrad, hot mrs z'wisse dau. Des hoist nadierlich net, daß 's Zensers ihrn aldbewährte Qualidüds-Grondsatz uffgebe hent. Em Gegetoil. Se hettet sich sonschd kaum nebe'm Hertie em Beblenger Eikaufszendrom sehe lasse kenne. Ond wie mr hairt, goht's au en Diebenge beim Walder steil aufwärts. Mr. schwätzt vom'e Milljoneprojekt. Net ganz so deier wurd dui Apothek, dui mo onser Ehemalicher Gottfried Müller uff den Blatz nabaue will, wo bis geschdern. 's Schmied-Weiße Haus gstande ischt, schräg wisawie vom Café Marquard, ond en direkter Nachbarschaft zo's Metzger-Fischers Awese. Ibrigs hot der jong Fritz Frischer drauße en dr Schwarzwaldsiedlong a pikfeine Metzgerei baut.

„Aus unseren Kreisen“ ischt en deam Heftle net viel z' meldet, außser daß am Amtsgerichtsrat Römer selig sei Fritz Regierungspräsident vo Nord-Wirttemberg worde ischt. A Haireberger ischt er gwieß, sei Mueder, d' Frau Römer, wohnt emmer no drauße uff 'm Bildkäßbele, aber ob er en onser Schuel gange ischt, lang gnueng, daß mr'n als Ehemaliche reglamiere kened, des wois i em Augeblig net. Emmerhe: was de Diebenger ihr Kiesenger, ischt de Haireberger ihr Römer! D' Bropporzione stemmet ogfähr.

Ond so wensch i Eich, Engel, die ihr nicht seid, wenigschdens an Chrischdboom mit Engelhoar ond a guets neis Joahr, a friedlichs ond an gsoñds. Ond vergesst mr net de Schbiggzeddel samt

Uirm Herimontaner.

